

Gründonnerstag – aussichtsloses Gebet und ein Wunder, das die Brücke ins Leben schlägt

Wenn Menschen Scham empfinden, sagen manche: „Wäre ich doch lieber tot!“

Wenn man von diesem Satz ausgeht, der in solchen Momenten sicher nicht nur so dahingesagt ist, gibt es Erlebnisse, die schlimmer sind als der Tod. Ich bin mir ziemlich sicher, dass solche Momente immer mit sozialer Isolation zusammenhängen, jedenfalls mit dem Gefühl anderen nicht unter die Augen treten, sich ihnen nicht zumuten zu dürfen. Und dies trifft uns besonders tief, ja existentiell, wenn dabei mitschwingt „selbst schuld“ zu sein. Die biblischen Geschichten des „Gründonnerstag“-Abends erzählen davon, wie alle Jünger Jesu am selben Tag mehrerer dieser Momente erleben – und gleichzeitig immer wieder, wie Jesus die Folgen dieser Momente mit erschreckender Geduld und Menschen unmöglicher Gnade überwindet.

„Gründonnerstag“ hört sich immer so frühlinghaft frisch an und das weihnachtlich und österlich weiße Parament in unseren Kirchen verstärkt den Eindruck vollendeten Glücks. Aber darin kommt nicht das Erleben der Jünger an diesem Tag zum Ausdruck, sondern die Vorschau auf Ostern, auf die Auferstehung des Heilands Jesus, mit der Gott selbst das überwindet, was schlimmer ist als der Tod – das Gefühl selbstverschuldeter sozialer Isolation. Der Name „Gründonnerstag“ hat nämlich gar nichts mit der Farbe „grün“ zu tun. Es ist vielmehr die sprachlich abgeschliffene Variante der Bezeichnung „Grein-Donnerstag“, abgeleitet von dem alten deutschen Wort „greinen“, das bitterstes Klagen, zutiefst betrübtes Weinen und Schluchzen meint. Das Glück dieses Tages liegt also nur in der Vorstellung, dass wir mit der Hilfe Gottes, der sich in Kreuz und Auferstehen Jesu offenbart, selbst solche Momente tiefster Scham in unserem Leben überwinden können.

Die Geschichten vom „Greindonnerstag“ bringen die biblische Vorstellung zum Ausdruck, dass soziale Isolation mindestens so schlimm ist wie der Tod, und dass dadurch unsere Existenz vernichtet werden kann, während der Körper noch Stoffwechsel betreibt – die technisch- naturwissenschaftliche Definition von „Leben“.

In den letzten Tagen höre ich immer wieder von Diskussionen, ob man Menschenleben vor Vernichtung bewahren kann, indem man die Menschen, die an diesem Leben hängen, wegsperrt.

Und dann merke ich die Grenze der naturwissenschaftlich-technischen Definition menschlichen Lebens. In tiefer Verbundenheit mit den Menschen in Pflegeheimen, mit denen ich sonst monatlich Gottesdienste feiern kann, will sich in mir ein Aufschrei Bahn brechen: Nehmt den Alten, die auf direkten menschlichen Kontakt angewiesen sind, doch nicht das Wichtigste, was ihnen geblieben ist: die sozialen Kontakte, ohne die sich mancher gar nicht mehr im Leben zurechtfindet.

Natürlich soll man niemanden in Gefahr bringen. Aber manche Menschen gehen auch regelrecht ein, wenn sie ihre Liebsten nicht mehr sehen, hören, riechen und in den Arm nehmen dürfen.

Und wenn jemand im Leben „alles gehabt“ hat und selbst entscheidet, das Risiko zu tragen, lieber den Liebsten nahe zu sein als etwas später zu sterben – wer wollte oder dürfte diesem Entschluss im Wege stehen? ...

Am Greindonnerstag sieht Jesus sein Tod voraus. Aber er zieht sich nicht zurück, versucht nicht, den Kontakt zu allen Menschen zu vermeiden, die seinen Tod mit verursachen – im Gegenteil.

Eine durch „Sünde“ stadtbekannt, aber dadurch offenbar auch schwerreich gewordene Frau salbt Jesus, wie einen König. Das Öl, das sie dafür verwendet, ist so teuer, dass man damit viele arme Leute lange satt bekommen hätte – einer der vielen „Aufreger“, die Menschen dazu veranlassen haben, ihm den Tod zu wünschen. Woher noch hatte die Frau das Vermögen, Jesus so verschwenderisch Liebe entgegenzubringen?

Jesus isst mit seinen Jüngern und sagt ihnen, dass einer von ihnen ihn verraten werde. Sie alle sind bestürzt und halten es für möglich, dass sie selbst gemeint sind. Am Ende spielt Geld dabei eine Rolle. Aber er bleibt bei ihnen und verrät niemanden.

Um ihnen ein Zeichen seiner Fürsorge zu geben, wäscht er ihnen die Füße. Als einer meint, er solle ihm lieber „den Kopf waschen“, was in Deutschland später sprichwörtlich dafür geworden ist, dass man durch eine gehörige „Abreibung“ wieder auf den Weg der Tugend zurückgebracht wird, antwortet er ihm, dass er nur Anteil an der Jüngerschaft habe, wenn er zulassen könne, dass Jesus ihm diene. Tatsächlich ist es so, dass sich Gottvertrauen nur einstellen kann, wo wir Gottes Fürsorge für unser Leben zulassen und uns ihm anvertrauen.

Am Ende schaffen es die besten Jünger nicht, wach zu bleiben und ihm beizustehen, als er um sein Leben betet. Judas verrät ihn durch einen Kuss an die Soldaten, die ihn gefangen nehmen sollen. Alle Freunde fliehen und lassen ihn im Stich und der treueste Jünger leugnet bevor der Hahn kräht dreimal, dass er ihn überhaupt kennt. Es gibt wohl kaum etwas beschämenderes!

Der Wunsch der Jünger, ihre Verfehlungen ungeschehen zu machen ist ebenso aussichtslos wie das Gebet Jesu im Garten Gethsemane, der Vater im Himmel möge ihm den Tod ersparen. Deshalb ist der Abend vor dem Karfreitag, dem Tag der Kreuzigung „schlimmer als der Tod“, wahrhaftig ein Abend zum „Greinen“.

Zugleich ist dieser Abend auch der Moment, in dem Jesus seinen Jüngern einen neuen Bund, ein „neues Testament“ mit Gott verheißt, als er das Heilige Abendmahl einsetzt. In vollem Bewusstsein dessen, was geschehen, wie jeder Einzelne sich an ihm vergehen werde, sagt Jesus:

„Nehmt, ... meinen Leib, Nehmt hin und trinkt ... in meinem Blut ... Vergebung der Sünden ...!“

Damit schlägt er die Brücke zum Glauben an Auferstehung, an ein Überleben des Miteinanders trotz größter Schuld und Scham, Brücke zur Überwindung der Angst um die eigene Existenz.

So kommt doch ein bisschen Licht in diesen dunklen Abend. Der „Grein-Donnerstag“ wird nicht nur sprachlich zu einem „Gründonnerstag“. Vielleicht ein gutes Vorbild dafür, den Menschen bald wieder die Freiheit eigener Verantwortung zuzutrauen für das rechte Maß zwischen Distanz und Nähe. Möglich wird das sicher, wenn viele in die Worte einstimmen können, die wir häufig singen, wenn wir uns im Gottesdienst innerlich auf eine Abendmahlsfeier vorbereiten (EG 221):

*Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen:
Wir sind, die wir von einem Brote essen,
aus einem Kelche trinken, Jesu Glieder,
Schwestern und Brüder.
Wenn wir in Frieden beieinander wohnten,
Gebeugte stärkten und die Schwachen schonten,
dann würden wir den letzten, heil'gen Willen
des Herrn erfüllen.
Ach, dazu müsse deine Lieb uns dringen!
Du wollest, Herr, dies große Werk vollbringen,
dass unter einem Hirten eine Herde
aus allen werde.*

Meine Hoffnung ist, dass weiterhin nicht Geld die größte Rolle spielt, dass sich Miteinander und am Gemeinwohl orientierte Menschlichkeit nicht nur bei den Jüngern Jesu ausbreiten, sondern „ökumenisch“, d.h. mit Hilfe aller Kirchen „weltweit“, als ein Segen für „urbi et orbi“.



Altar und Kanzel der Tymmo-Kirche am Gründonnerstag 2020 – Bild oben: Das AbendmahlsGeschirr der Tymmo-Kirche